

Buch

Wien, Anfang des 20. Jahrhunderts: Die Anakonda aus dem Tierpark Schönbrunn wird zerstückelt und kunstvoll arrangiert aufgefunden. Kurze Zeit später wird Inspektor Rheinhardt zu einem Bordell gerufen, in dem sich ein bestialisches Massaker ereignet hat. Auch hier wurden die Leichen der Freudenmädchen zu seltsamen Figuren zurechtgelegt. Rheinhardt ruft seinen Freund Max Liebermann zu Hilfe, um diesem augenscheinlich irren Serienmörder das Handwerk zu legen, und so beginnt eine abenteuerliche Spurensuche auf der dunklen Seite des Wien der Jahrhundertwende – eines Wien aus Geheimgelehrten, Musikfanatikern, Sozialdarwinisten und Rassentheoretikern.

Autor

Frank Tallis ist Schriftsteller und praktizierender klinischer Psychologe. Für seine Romane erhielt er zahlreiche Preise, u. a. den Writers' Award from the Arts Council of Great Britain und den New London Writers' Award. Wiener Blut ist der zweite Teil einer Krimiserie um den Psychoanalytiker Max Liebermann. Frank Tallis lebt in London.

Frank Tallis

Wiener Blut

Ein Fall für Max Liebermann

Aus dem Englischen

von Lotta Rüegger und Holger Wolandt

btb

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»Vienna Blood« bei Century/ Arrow, London.

3. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2007
Copyright © der Originalausgabe 2006 by Frank Tallis
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlagfoto: Imagno/Franz Hubmann
Umschlaggestaltung: Design Team München
Satz: IBV, Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
MM · Herstellung: BB
Made in Germany

eISBN 978-3-641-16334-1

www.btb-verlag.de

ERSTER TEIL

Der ideale Verdächtige

Der Italiener warf sich nach vorne. Er war ein kleiner, schlanker Mann, aber sehr muskulös. Was ihm an Größe fehlte, wurde durch sein scharfes Auge und seine erstaunliche Schnelligkeit mehr als ausgeglichen.

Liebermann konnte den Stoß des Floretts erfolgreich abwehren, verlor aber das Gleichgewicht. Daher gelang ihm kein unmittelbarer Gegenangriff, und sein Gegner drang erneut auf ihn ein. Die Florettspitze des Italieners kam der schützenden wattierten Jacke über Liebermanns Herz bedrohlich näher. Sein Gleichgewicht wiederfindend, beschloss Liebermann, ein *passé* zu wagen – er warf sich hinter den Italiener und machte ein paar Schritte rückwärts. Schweiß lief seine heiße Wange hinunter. Der Italiener zuckte mit den Achseln, entfernte sich und schwang, um Gleichgültigkeit zu demonstrieren, ein paarmal sein Florett durch die Luft. Nach ein paar Schritten warf er sich herum und nahm mit arrogant erhobenem Kinn die Bereitschaftsposition ein. Liebermann näherte sich langsam.

Der Italiener schien sich zu entspannen und das Florett lockerer zu halten. Liebermann fiel diese feine Veränderung auf, und er griff an. Auf ein gewaltiges Scheppern folgte das Schrillen von aneinanderschrammendem Metall: Das Florett des Italieners gab nach, bot keinen Widerstand. Liebermann

gratulierte sich, er glaubte, seinen Widersacher überrascht zu haben – aber dessen Zurückweichen war nur taktischer Natur gewesen. Geschickt umschwirrte die Klinge des Italieners jene Liebermanns und drückte sie mit einem kraftvollen Hieb beiseite. Ein weiteres Mal durchdrang die Spitze seines Floretts mühelos Liebermanns Verteidigung. Dieser zog sich zurück, führte eine Reihe von Ausweichmanövern durch, die den erneuten heftigen Angriff des Italieners kaum aufhalten konnten.

Sie umkreisten einander, und ihre Klingen berührten sich hin und wieder kurz.

»Sie hätten mein *froissement* vorhersehen müssen, Herr Doktor«, meinte der Italiener unwillig. Er tippte sich an die Schläfe und fügte hinzu: »Nachdenken, Herr Doktor! Wenn Sie nicht nachdenken, ist alles verloren.«

Liebermann betrachtete das leere Oval von Signor Barbasettis Maske. Er war begierig, irgendeine menschliche Regung auszumachen – vielleicht etwas Versöhnliches oder die Spur eines Lächelns, aber das Drahtgeflecht war undurchdringlich.

Die Florette trafen wieder aufeinander – und die Sonne des frühen Tages funkelte in den Klingen. Staub wirbelte auf, wie von winzigen Zyklonen emporgesogen.

Barbasetti machte ein Täuschungsmanöver, wechselte von einer Angriffslinie zur nächsten und zwang Liebermann zurückzuweichen. Der junge Arzt verlor jedoch nicht die Fassung und konterte mit einem absichtlich misslingenden Manöver. Er forderte damit einen kraftvollen Stoß Barbasettis heraus. Liebermann wich aus und erwischte die starke Seite der Florettklinge des Italieners, als dieser an ihm vorbeistolperte, und Barbasetti verlor fast seine Waffe.

»Bravo, Herr Doktor.« Barbasetti lachte. »Ein hervorragendes *falso!*«

»Danke, Signor.«

Barbasetti blieb stehen und hob die Klinge. Er betrachtete sie eingehend.

»Entschuldigen Sie mich, Herr Doktor.«

Er begab sich ans andere Ende des Fechtsaals und drückte das Heft seines Floretts gegen die Platte eines ramponierten Tisches. Dann hängte er ein Eisengewicht an die Spitze und beobachtete, wie sich die Klinge durchbog. Die sanfte Neigung veranlasste den vorsichtigen Italiener zu einem unbestimmten Brummen.

»Alles in Ordnung, Signor?«, fragte Liebermann.

»Ja, ich glaube schon«, erwiderte Barbasetti. Der Italiener richtete sich wieder auf, marschierte zurück und warnte seinen Schüler: »En garde.«

Unverzüglich gingen sie zu erneutem Angriff über. Liebermanns Florett schlitterte an der Klinge seines Gegners entlang, bis ihre Handschuhe aneinanderkrachten. Der Fechtmeister stieß zu, und Liebermann wurde zurückgeschleudert. Er fiel ungeschickt, parierte jedoch eindrucksvoll.

Barbasetti trat einen Schritt zurück.

»Viel besser.«

Liebermann sah, dass die Spitze seines Floretts zitterte – er war müde. Nach der Fechtstunde würde er in dem kleinen Kaffeehaus in der Nähe des Anatomischen Instituts Kaffee trinken und ein Kipfel essen. Er musste etwas in den Magen bekommen, um durchzuhalten ...

»En garde!«, brüllte Barbasetti erneut. Der Italiener hatte bemerkt, dass sein Schüler unkonzentriert war. Liebermann imponierte das Gespür seines Fechtmeisters.

Wieder trafen sich ihre Klängen, und lautes metallisches Klappern füllte den Fechtsaal. Liebermann hatte den Eindruck, dass auch Signor Barbasetti allmählich ermüdete. Sein Tempo war etwas langsamer geworden, und er tänzelte weniger. Der Italiener wehrte Liebermanns Ausfall ab, gab sich dann aber

eine Blöße. Liebermann sah, dass sein Brustschutz offen da lag, eine seltene Gelegenheit. Hier war seine Chance auf einen Sieg, er hob sein Florett und wollte zustoßen.

Er kam aber nicht dazu.

Erstarrt, wie gelähmt, spürte er einen unerwarteten Druck auf seinem Herz. Er schaute nach unten und betrachtete die Spitze von Signor Barbasettis Florett, die genau zwischen den Rippen fünf und sechs auflag.

Barbasetti stieß zu, und der kalte Stahl bog sich nach oben.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Liebermann.

»Sie haben sich nicht konzentriert, Herr Doktor«, sagte der Italiener. »Mit so einem Irrtum würden Sie einen Wettkampf verlieren ... und natürlich, unter gewissen Umständen, Ihr Leben.«

Barbasetti senkte sein Florett und hob es dann zum Gruß.

Liebermann erwiderte die Geste höflich. Trotz der theatralischen Erklärung seines Fechtmeisters musste sich der junge Arzt eingestehen, dass er immer noch an das kleine Kaffeehaus in der Nähe des Anatomischen Instituts dachte: buttriges, knuspriges Gebäck, Pflaumenmarmelade und eine Tasse sehr starken, schwarzen Kaffees.

Kriminalinspektor Oskar Rheinhardt folgte einem ansteigenden Pfad durch eine bewaldete Parklandschaft. Er warf einen Blick über seine linke Schulter. Teile von Schönbrunn funkelten durch die Bäume. Es war ein strahlender, kalter Morgen, und das Laub war von Raureif überzogen. Es knirschte angenehm unter den Schuhsohlen.

Rheinhardt war seit Jahren nicht mehr im Zoo gewesen. Er fühlte sich an die Zeit erinnert, als seine Töchter noch sehr klein gewesen waren – damals war er häufig hierhergekommen. Er erinnerte sich noch, wie Mitzi beim Herannahen eines Löwen die Augen aufgerissen und Theresa über die plappernden Affen gelacht hatte. Seine Erinnerungen kehrten zurück, glückliche Erinnerungen, leuchtend und bunt wie in einem Bilderbuch. Rheinhardt lächelte innerlich, aber seine Erinnerungen wurden von Schuldgefühlen und Bedauern überschattet. Die Stellung eines Kriminalinspektors hatte ihm immer mehr von seinem Privatleben geraubt. War er nicht gerade mit einer Ermittlung befasst, dann waren da die Akten – das nicht enden wollende Ausfüllen von Formularen und Verfassen von Berichten. Wann sollte er da noch mit seinen Töchtern in den Zoo gehen?

Vor ihm ragte ein schmiedeeisernes Tor auf. Als er näher kam, konnte er die schmalen goldenen Lettern ausmachen, die

sich in einem weiten Bogen über der Einfahrt wölbten: *Tiergarten*. Unter ihnen stand ein kräftiger Mann in einem langen Wintermantel. Er rauchte. Dann ging er ein paar Schritte, stampfte mit den Füßen, ging weiter. Als er Rheinhardt entdeckte, blieb er stehen und winkte – eine etwas überflüssige Geste, da wirklich nicht damit zu rechnen war, dass Rheinhardt ihn übersehen würde.

»Dem Herrgott sei Dank, dass Sie gekommen sind«, rief der Mann und kam Rheinhardt ein paar Schritte entgegen.

Rheinhardt lächelte und fühlte sich bemüßigt, rascher zu gehen.

»Herr Pfundtner?« Der Mann nickte. »Ich bin Inspektor Rheinhardt.«

Sie gaben sich die Hand.

»Danke, dass Sie so schnell gekommen sind«, sagte der Zoodirektor »Bitte... hier entlang.« Er setzte sich mit eiligen Schritten in Bewegung und begann sofort zu sprechen

»So etwas habe ich noch nie gesehen. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wer zu so etwas fähig ist. Es ist entsetzlich. Es ist so unsinnig, dass ich noch gar nicht fassen kann, dass es überhaupt passiert ist.« Pfundtner hob fassungslos die Hände und schüttelte den Kopf. »Was soll ich nur tun? Wir werden Hildegard nie ersetzen können. Ein so schönes Exemplar der Gattung *Eunectes murinus* werden wir nie wieder finden! Sie müssen wissen, dass der Kaiser eine große Schwäche für sie hat. Er wird am Boden zerstört sein.«

Die beiden Männer marschierten am Tigergehege vorbei. Eines der Tiere trottete auf sie zu und presste seine Schnauze gegen die Gitterstäbe.

»Wann ist es passiert?«, fragte Rheinhardt.

»Um sieben Uhr«, antwortete Pfundtner.

»Genau?«

»Ja, dann ist Fütterung.«

»Und ein Wärter war dabei?«

»Ja, Herr Arnoldt. Cornelius Arnoldt. Er wurde bewusstlos geschlagen.«

»Während er das Tier fütterte?«

»Nein, während er in einem angrenzenden Raum das Futter vorbereitete.«

Der Tiger stieß ein tiefes, kehliges Knurren aus. Es klang, als würde Wasser gurgelnd in einen Abfluss gesogen.

»Kennen Sie Herrn Arnoldt?«

»Natürlich. Ich kenne alle meine Wärter sehr gut. Er ist ein ausgezeichnete Mann.«

»Der Eindringling schlug also Herrn Arnoldt nieder und nahm die Schlüssel an sich?«

»Ja.«

»Dann hat er aufgeschlossen und sich in die Grube begeben?«

»Ganz recht«, erwiderte der Direktor.

Der Tiergarten war sternförmig angelegt, die Wege strahlten alle von einem zentralen Gebäude aus. Alle Tierhäuser waren wie das benachbarte Schloss senfgelb gestrichen, was daran erinnerte, dass der Zoo einmal die kaiserliche Menagerie gewesen war. Sie gingen in Richtung des achteckigen Gebäudes in der Mitte. Dieses war elegant mit Vasen und Reliefs geschmückt.

»Um wie viel Uhr öffnen Sie?«, fragte Rheinhardt.

»Ich bin mir nicht sicher, ob wir überhaupt öffnen sollten. Jedenfalls heute noch nicht. Meine Mitarbeiter sind zu ... verstört.«

»Es wäre bedauerlich, wenn Sie Ihre Besucher enttäuschen würden.«

»Ganz recht, Herr Inspektor, ganz recht. Wie Sie haben auch wir eine Pflicht zu erfüllen.«

»Und zwar eine bedeutende. Meine Familie und ich haben

hier unzählige glückliche Nachmittage in Gesellschaft der Tiere verbracht.« Rheinhardt fuhr fort: »Ich habe zwei kleine Töchter.« Sein Nachsatz blieb in der Luft hängen.

Der Direktor drehte sich zur Seite und sah seinen Gesprächspartner an. Mit einem leichten Lächeln sagte er: »Wir tun unser Bestes, Herr Inspektor.«

»Ganz recht«, erwiderte Rheinhardt und griff frech die Floskel des Direktors auf. Irgendwo in einer entfernten Ecke des Zoos schrie ein unidentifizierbares Tier, wahrscheinlich ein exotischer Vogel. Hinter dem achteckigen Gebäude bog die beiden Männer nach rechts ab und näherten sich endlich ihrem Ziel.

Sie betraten das Reptilienhaus durch eine Hintertür. Im Inneren war es warm und feucht, ein spürbarer Kontrast zu der eisigen Luft draußen. Ein großer Wärter stand in einem schmalen Gang neben einer offenen Tür.

»Hier entlang, bitte«, sagte Pfundtner. Der Wärter drückte sich mit dem Rücken an die Wand, um den Direktor und Rheinhardt vorbeizulassen. Sie schauten in ein kleines Zimmer, in dem die Anwesenden ein seltsames Bild abgaben. Ein zweiter Wärter saß mit einem Verband um den Kopf auf einem Stuhl. Neben ihm stand ein sachlich dreinschauender Mann in einem dunklen Anzug (augenscheinlich der Arzt, der für den Verband verantwortlich war). Links von ihnen befand sich eine Marmorplatte, auf der mehrere Tierkadaver aufgebahrt waren. Rheinhardt registrierte irgendwelche Bälge – einen davon in einer kreisrunden Blutlache.

»Wie geht es ihm?«, fragte der Direktor und deutete mit dem Kopf zum verletzten Wärter hinüber.

»Viel besser«, erwiderte der Arzt und legte seinem Patienten eine Hand auf die Schulter. »Eine leichte Gehirnerschütterung – aber damit war zu rechnen. Ein paar Tage Bettruhe, und es geht ihm wieder bestens.«

Rheinhardt betrat das Zimmer. »Dürfte ich Herrn Arnoldt wohl ein paar Fragen stellen?«

»Natürlich«, erwiderte der Arzt. »Aber ich bin mir nicht sicher, ob er Ihnen sonderlich viel sagen kann. Er leidet an einer retrograden Amnesie.«

»Und das heißt?«

»Gedächtnisverlust«, erklärte der Arzt. »Die meisten Menschen verlieren nach einer Kopfverletzung partiell ihr Gedächtnis – in der Regel vergessen sie die Ereignisse, die dem Zeitpunkt vorausgehen, an dem sie das Bewusstsein verloren haben.«

»Und zwar in welchem Umfang?«

»Das ist unterschiedlich, aber Herr Arnoldt kann sich kaum an mehr erinnern, als heute Morgen aufgestanden zu sein und gefrühstückt zu haben.«

»Stimmt das?«, fragte Rheinhardt an den Wärter gewandt.

Herr Arnoldt versuchte aufzustehen.

»Nein, Herr Arnoldt«, sagte der Arzt, legte dem Wärter eine Hand auf die Schulter und drückte ihn sanft nach unten. »Bitte bleiben Sie sitzen.«

Herr Arnoldt ließ sich auf den Stuhl zurückfallen und sah zu Rheinhardt hoch.

»Ich kann mich daran erinnern, heute Morgen aufgestanden zu sein ... ich habe ein paar Eier und Essiggurken gegessen.«

»Sonst noch etwas?«, fragte Rheinhardt.

»Nein ... das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich hier aufgewacht bin ... auf dem Fußboden. Und Walter ... Walter hat mir geholfen.«

»Walter?«

»Das bin ich«, sagte der Wärter an der Tür. »Walter Gundlach. Ich war auf dem Weg zum Hyänengehege, als mir auffiel, dass die Hintertür offen stand. Normalerweise ist sie abgeschlossen. Ich warf also einen Blick hinein. Herr Arnoldt lag auf dem Boden.«

»Wo?«

»Teils dort, wo Sie stehen, die andere Hälfte von ihm ragte auf den Gang.«

»Auf dem Boden ist kein Blut«, meinte Rheinhardt. »Hat es jemand aufgewischt?«

»Da war kein Blut«, sagte der Arzt. »Es gab auch keine Verletzungen. Es hat den Anschein, als sei Herr Arnoldt mit ziemlicher Kraft auf den Hinterkopf geschlagen worden – aber nicht mit einer Waffe.«

»Womit dann?«

»Mit der geballten Faust... vielleicht auch mit dem Unterarm.« Der Arzt deutete auf den Nacken seines Patienten. »Der Halswirbelbereich ist sehr empfindlich. Er weist eine schlimme Prellung auf.«

»Ihnen ist sonst nichts aufgefallen?«, fragte Rheinhardt an Gundlach gewandt. »Irgendetwas Ungewöhnliches?«

Der Wärter schüttelte den Kopf.

»Nein... ich habe mich erst um Herrn Arnoldt gekümmert und dann den Direktor gerufen.«

Rheinhardt wandte sich wieder an den Arzt.

»Wird der Gedächtnisverlust von Herrn Arnoldt von Dauer sein?«

»Schwer zu sagen. Es gibt Leute, bei denen die Erinnerung wiederkommt – bei anderen ist das nicht der Fall. Wir müssen es abwarten.«

»Wie wäre Ihre Prognose?«, beharrte Rheinhardt.

Der Arzt sah auf Herrn Arnoldt herab, runzelte die Stirn und presste die Lippen zusammen.

»Es besteht die Möglichkeit«, erklärte er.

Wie die meisten Mediziner schien er sich nicht festlegen zu wollen.

Rheinhardt betrachtete die Gesichter, die ihn umgaben: Da waren der Arzt, der Direktor, der unglückliche Herr Arnoldt

und sein hagerer Kollege an der Tür. Alle schienen von ihm zu erwarten, dass er etwas Wesentliches beitrug. Rheinhardt war nicht ganz wohl in seiner Haut, und er sagte: »Wo ist die ...« Er brachte es nicht über sich, das Wort »Leiche« auszusprechen, und zögerte, um nach einem passenderen Ausdruck zu suchen. »Herr Pfundtner, wo sind die sterblichen Überreste?« Das schien ihm ein vernünftiger Kompromiss zu sein, weder zu anthropomorphisch noch zu despektierlich.

Der Direktor deutete auf eine zweite Tür, die sich neben einem Haufen behaarter Kadaver befand.

Rheinhardt drückte die Klinke und öffnete. Die Luft, die ihm entgegenschlug, war von einem seltsamen, durchdringenden Geruch erfüllt. Er trat über die Schwelle und sah sich um. Er war in eine urzeitliche Welt geraten. Die Grube erinnerte an eine große flache Schale, deren tönernen Ränder unter Felsblöcken und tropischer Vegetation verschwanden. Ein einzelner verkümmerter Baum erhob sich über einer Vertiefung, die mit dunkel verfärbtem, abgestandenem Wasser gefüllt war. Darauf schwammen Algen, ein smaragdener Archipel. An der gegenüberliegenden Seite der Grube ragte eine glatte Wand auf, über die die Besucher hinwegsehen konnten.

Rheinhardt vernahm das schwere Atmen des Direktors hinter sich.

»Wer ist heute Morgen hier drin gewesen?«

»Ich«, sagte Pfundtner, »und Herr Gundlach.«

»Wie ist es mit Ihnen, Herr Doktor?«, rief Rheinhardt nach hinten. »Haben Sie sich hier umgesehen?«

»Nein, Herr Inspektor«, erwiderte der Arzt. »Ich hatte mit dem Wohlbefinden meines Patienten genug zu tun.« Seine Stimme klang verärgert.

Rheinhardt sah den Direktor an. »Wohin begeben wir uns nun?«

»Dorthin«, sagte Pfundtner und streckte die Hand aus.

»Bitte folgen Sie mir auf dem Fuße, Herr Pfundtner. Versuchen Sie, auf die Felsen zu treten und nicht auf die Erde.«

»Warum?«

»Wegen der Fußabdrücke.«

Rheinhardt ging einen flachen Hügel hoch und benutzte die Felsen als Trittsteine. Er spürte, dass sie ein wenig unter seinem Gewicht nachgaben, und er kam nur mit Mühe vorwärts. In der Grube war es unerträglich feucht, Schweißperlen liefen ihm die Wangen hinunter. Hinter einem großen Sandhaufen entdeckte er das Tier. Obwohl er wusste, was ihn erwartete, überraschte ihn der bizarre Anblick doch.

Die Schlange war riesig – eine Bestie wie aus den Sagen, eine Seeschlange, ein Basilisk. Ihre Größe wurde durch die seltsame Art, wie sie verstümmelt worden war, noch unterstrichen.

»Das ist Hildegard«, sagte der Direktor.

Rheinhardt meinte zu hören, dass die Stimme des Direktors etwas belegt war. Es fiel ihm nicht schwer, Mitleid für seinen Begleiter aufzubringen.

Die Schlange war in drei Teile zerschnitten worden: Kopf, Rumpf und Schwanz. Diese Körperteile waren dann in einem Abstand von etwa einem Meter nebeneinandergelegt worden und zwar so, dass sie in einem Bogen dem Ufer des Tümpels folgten. Die Wirkung war eindrucksvoll und merkwürdig ansprechend. Zusammengenommen waren die drei Segmente länger als eine Straßenbahn. Der Umfang des Mittelteils reichte aus, um ein kleines Kind darin verschwinden zu lassen.

Als die beiden Männer unten angekommen waren, kletterte Rheinhardt auf einen großen Felsen neben dem Kopf der Schlange. Hildegards Augen und Nasenlöcher saßen weit oben auf ihrem flachen, spitzen Schädel. Eine zarte, gespaltene Zunge ragte zwischen ihren kräftigen Kiefern hervor, die von einem kleinen Stein offen gehalten wurden. Das schien keinen anderen als einen künstlerischen Zweck zu erfüllen. Ihre

Haut war grün – derselbe Farbton wie das Wasser – und besaß schwarze, eiförmige Flecken. Rheinhardt faszinierte die Struktur der Haut, jede winzige Schuppe war entweder tiefschwarz oder funkelte wie Obsidian. Die Innereien der Schlange waren dort, wo das Mittelsegment sauber herausgetrennt war, deutlich im Querschnitt zu sehen.

»Außerordentlich«, sagte Rheinhardt, »wirklich außerordentlich.«

»Es kann sich nur um einen Verrückten handeln«, rief der Direktor, »einen Verrückten, der aus der Anstalt am Steinhof geflüchtet ist.«

Die Erde am Rand des Tümpels war hellbraun und von dem Blutwasser der Schlange dunkel verfleckt.

»Ist das eine Python?«, fragte Rheinhardt.

»Um Gottes willen, nein«, sagte der Direktor. »Hildegard ist – war – eine Anakonda, eine Wasserschlange, eine Boa.«

»Also ungiftig?«

»Ganz recht. *Eunectes murinus* ist eine Riesenschlange. In der Wildnis liegt die *Eunectes murinus* unter der Wasseroberfläche verborgen und fängt ihre Beute, wenn sie zum Trinken kommt.«

»Und dann tötet sie ihr Opfer, indem sie es erdrosselt?«

»Ja, oder indem sie es ertränkt. Ihre Kiefer sind sehr stark. Sie kann relativ mühelos ein großes Tier unter Wasser halten.«

»Wie groß?«

»Ein ausgewachsener Hirsch würde diesen Kiefern wohl nicht entkommen. Von großen Anakondas wie Hildegard weiß man, dass sie auch große Raubkatzen wie Jaguare töten können.«

»Und wie ist es mit Menschen?«

»Es sind zwar Angriffe bekannt geworden, sie treffen jedoch außerordentlich selten ein.«

Rheinhardt betrachtete die enorme Größe der Schlange. Er konnte gerade noch den Ausruf: »Welch ein Monster!«, unterdrücken, um die Gefühle des Direktors nicht zu verletzen.

»Wie lang ist Hildegard?«

»Fast neun Meter. Pythons werden länger, aber sie sind nicht so schwer.«

»Auch wenn man wüsste, dass Anakondas nur selten Menschen angreifen, wäre es doch ziemlich beängstigend, in ihr Revier einzudringen.«

»Ganz recht«, sagte der Direktor wieder. »Der Schurke war jedoch nie wirklich in Gefahr. Diese Schlangengrube war über zwanzig Jahre lang Hildegards Zuhause. Sie ist ...« Der Direktor verbesserte sich selbst, »... sie *war* Menschen gewohnt – denn Menschen bedeuteten fast immer Fütterung. Trotz allem Anschein war sie ein gelehriges Geschöpf.«

Rheinhardt kratzte sich am Kopf.

»Herr Pfundtner, ist irgendeinem Wärter etwas Ungewöhnliches aufgefallen – ein Besucher, der sich auffällig benommen oder übermäßig für Hildegard interessiert hat?«

»Nein. Außerdem hat Hildegard so viele hingebungsvolle Bewunderer, dass das kaum zu sagen wäre.«

»Könnte es vielleicht eine Person geben, die irgendetwas gegen den Zoo hat? Kennen Sie jemanden?«

»Herr Inspektor, wir sind die Einrichtung in Wien, die am meisten geliebt wird.«

»Das stimmt, aber ich dachte, dass Sie vielleicht einem Wärter gekündigt haben könnten, der ...«

»Nein!«, unterbrach ihn der Direktor. »Niemand ist entlassen worden. Und das Verhältnis zwischen der Direktion und den Wärtern ist immer ausgezeichnet gewesen. Ich bin mir da ganz sicher, Herr Inspektor«, sagte Pfundtner und deutete auf die massakrierte Anakonda. »Diese abscheuliche Tat ist von einem Verrückten begangen worden.«

»Da könnten Sie recht haben, Herr Direktor«, erwiderte Rheinhardt und zog sein Notizbuch aus der Tasche. In diesem Moment öffnete sich die Tür der Schlangengrube, und Walter Gundlach erschien.

»Herr Inspektor, Ihr Assistent ist hier.«

Rheinhardt rief: »Sehr gut – ich komme sofort.« Dann wandte er sich an Pfundtner und sagte leise: »Denken Sie daran, Herr Direktor, treten Sie nur auf die Steine.« Dann ließ er sein leeres Notizbuch wieder in seiner Manteltasche verschwinden.

Die beiden Männer gingen den Hang wieder hinauf und mussten gelegentlich die Arme ausstrecken, um ihr Gleichgewicht zu halten. Als sie die Tür erreicht hatten, überließ der Direktor Rheinhardt höflich den Vortritt. Der Arzt stand immer noch neben seinem sitzenden Patienten. Walter Gundlach wandte sich an Rheinhardt und deutete auf den Gang, in dem der junge Haussmann, der Assistent des Inspektors, wartete. Sein Gesicht war gerötet, und er atmete schwer, als wäre er gerannt. Ohne ein Wort zu sagen, schloss sich Rheinhardt dem Jüngeren an, und sie folgten dem Korridor, bis sie außer Hörweite der anderen waren.

»Bitte entschuldigen Sie, Herr Inspektor. Ich ...«

Rheinhardt hatte keine Lust, sich irgendwelche Erklärungen anzuhören. Haussmann war nur leicht verspätet. Er war nicht in der Stimmung, seinen Assistenten zu tadeln, und unterbrach dessen Entschuldigung daher mit der Frage: »Wissen Sie, was hier passiert ist?«

»Nein, Herr Inspektor. Sobald ich erfahren hatte, wo Sie sich aufhielten, habe ich mich auf den Weg gemacht.«

Haussmann zog sein Notizbuch hervor und wartete darauf, dass der Inspektor zu sprechen beginnen würde. Sein Bleistift schwebte über einer leeren Seite. Plötzlich funkelten Rheinhardts Augen.

»Das Opfer ist eine Neun-Meter-Frau von etwa zweihundertfünfzig Kilo. Sie ist nur als Hildegard bekannt und angeblich ein Liebling des Kaisers.«

Der junge Mann hörte auf zu schreiben und sah seinen Vorgesetzten an.

»Das soll doch wohl ein Witz sein, Herr Inspektor?«

»Es handelt sich um eine Schlange, Haussmann – eine Schlange!«

»Eine Schlange?«

»Eine Anakonda, um genau zu sein. Der Tod trat wahrscheinlich augenblicklich nach der Enthauptung ein. Anschließend verstümmelte der Eindringling sein Opfer, indem er ihm den Schwanz abschnitt. Er verschaffte sich Zutritt zur Schlangengrube, indem er einen der Wärter, Herrn Arnoldt, bewusstlos schlug. Das ist der arme Kerl mit dem Kopfverband. Lassen Sie sofort einen Polizeifotografen kommen, und fertigen Sie eine Skizze vom Tatort an. Dann müssen Sie Abdrücke von den Schuhen des Direktors und der beiden Wärter Arnoldt und Gundlach nehmen und sehen, ob Sie Abdrücke in der Schlangengrube sichern können. Herr Arnoldt leidet unter Gedächtnisverlust, aber der Arzt meint, es bestünden gute Aussichten, dass die Erinnerung wiederkehrt. Ich werde in ein paar Stunden versuchen, ihn zu vernehmen: Vielleicht hat er dann schon mehr zu sagen.«

Der Assistent sah von seinem Notizbuch auf.

»Das ist alles sehr ungewöhnlich, Herr Inspektor.«

»Haussmann, Sie haben wirklich ein Talent zur Untertreibung.«

Rheinhardt drehte sich um und ging auf den Ausgang zu.

»Herr Inspektor?«

»Ja, Haussmann?«

»Wo gehen Sie hin?«

»Ich will den Zaun des Tierparks auf Schäden hin untersu-

chen.« Dann hielt Rheinhardt einen Augenblick inne und fügte hinzu: »Schauen Sie doch, ob Sie nicht die Mordwaffe finden. Falls sie noch hier ist, dürfte sie nicht zu übersehen sein. Etwas Größeres, vermute ich – eine Axt oder irgendein Schwert.«

Nach der stickigen Hitze des Reptilienhauses war die frische Morgenluft überaus angenehm.

Das Speisezimmer war groß und prächtig eingerichtet. Ein Kronleuchter hing an der hohen Decke, und eine der Wände wurde von einem geschnitzten Biedermeierschrank beherrscht, der fast bis an das Deckengesims reichte. Liebermann, dessen ästhetische Vorlieben entschieden modern waren, fand das Möbelstück zu verschnörkelt und zu wuchtig. An der gegenüberliegenden Wand hing das große Ölgemälde eines beliebten Landschaftsmalers, mit Bäumen und einem fernen Horizont schneebedeckter Gipfel. Es trug den nichts sagenden Titel *Wienerwald*.

Seit seiner Verlobung mit Clara hatte Liebermann mindestens einmal in der Woche mit Familie Weiss gegessen. Immer wenn er Clara besuchte, bestanden Jacob und Esther (Claras Eltern) darauf, dass er zum Abendessen bleibe. Ein Essen mit den Weiss' war zwar nicht so anstrengend wie die immer etwas steifen Mahlzeiten mit seiner eigenen Familie, aber es handelte sich trotz allem um eine Pflichtübung, die allmählich an Reiz verlor. Außer Clara und ihren Eltern waren noch mehrere andere Mitglieder der Familie Weiss zugegen: Claras heranwachsende Schwester Rachel, ihr älterer Bruder Konrad und dessen Frau Bettina. Konrads und Bettinas beide kleine Söhne, Leo und Emil, schliefen bereits im Obergeschoss.

Die Gesellschaft war mit dem Hauptgang, Tafelspitz und grünes Gemüse, fertig, und die Diener räumten die Teller ab.

Clara war nicht zu bremsen.

»Du ahnst nicht, wem ich gestern begegnet bin – Fräulein Stahl. Vor Lobmeyr. Ich hatte sie schon seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen – offenbar war sie dieses Jahr in Franzensbad, obwohl sie kein gutes Wort über diesen Ort verloren hat.«

»Wo ist sie abgestiegen?«, fragte Esther.

»Im Hotel Holzer. Sie sagt, die Leute dort seien sehr hochnäsiger gewesen.«

»Ja. Ich würde auch nur noch nach Meran fahren«, erklärte Jacob. Er wandte sich an Liebermann und fuhr mit leiserer Stimme fort: »Wir waren letzten Sommer natürlich dort.« Dann wandte er sich an die gesamte Tafel und fügte hinzu: »Das ist viel netter. Ich weiß nicht, wieso wir früher nie dort waren. Die Trauben waren besonders gut.«

»Fräulein Stahl behauptet, das Wasser in Franzensbad habe ekelhaft geschmeckt«, sagte Clara. »Trotzdem musste sie es eimerweise trinken, weil ihr Doktor – wie heißt er noch gleich – Rozenblit – glaubt, sie habe eine schwache Leber, und er vertritt die Ansicht, dass die Heilquelle von Franzensbad besonders gut für solche Beschwerden sei. Kennst du ihn, Max? Rozenblit?«

»Nein«, erwiderte Liebermann, »ich fürchte, nein.«

»Max«, sagte Clara, und ihre Stimme klang etwas verärgert. »Du kennst keinen der renommierten Ärzte.«

»Das kommt noch«, meinte Jacob lächelnd. »Mit der Zeit, nicht wahr, mein Junge?«

Liebermann lächelte seinen Gastgeber geduldig an: »Vielleicht, Herr Weiss.«

»Rozenblit riet Fräulein Stahl, die Ärzte in Franzensbad zu konsultieren«, fuhr Clara fort, »und die haben ihr eine Diät aus Kohl und Knödeln verschrieben. Außerdem musste sie jeden

Tag ein Mineralbad nehmen. Aber sie sagt, die Abende seien sehr langweilig gewesen. An der Hauptstraße lag ein Hotel neben dem anderen, und nach acht Uhr war alles wie ausgestorben.«

Die Unterhaltung brach ab, als der Koch mit einem riesigen Kaiserschmarrn eintrat, der großzügig mit Staubzucker bestreut war. Ein Küchenmädchen folgte ihm mit einer Schüssel Zwetschkenkompott und einer weiteren Schüssel mit einem muschelförmig gespritzten Berg Schlagobers. Jacob lobte den Koch, und die anderen an der Tafel pflichteten ihm bei.

Als die Unterhaltung fortfuhr, wollte Bettina wissen, ob der bekannte Unternehmer, Herr Bernhardt, Fräulein Stahl immer noch den Hof mache, und das Gespräch wandte sich beginnenden Liebesgeschichten, Verlobungen in der besseren Gesellschaft und der bevorstehenden Hochzeit des anwesenden Paares zu.

»Habt ihr entschieden, wo die Hochzeit stattfinden soll?«, wollte Bettina wissen.

»Im Stadttempel«, sagte Clara.

»Wunderbar«, rief Bettina. »Ich liebe den Stadttempel – diese Decke ... mit den goldenen Sternen.«

»Sehr romantisch – das Kleid lassen wir bei Bertha Fürst nähen«, sagte Esther.

»Clara«, sagte Bettina, »du wirst einfach umwerfend aussehen.«

»Und ich ...«, meinte Rachel. »Ich werde mir auch ein Kleid nähen lassen.«

»Mal sehen«, wandte Jacob ein.

»Aber du hast es mir doch versprochen, Vater!«, sagte Rachel, und ihre Wangen röteten sich.

»Ich habe dir ein neues Kleid versprochen, aber ich habe dir kein Kleid von Bertha Fürst versprochen.«

»Oh, Vater«, sagte Clara, und ihre großen Augen hatten ei-

nen flehenden Ausdruck. »Rachel muss an diesem Tag auch so gut aussehen wie möglich.«

Jacob stöhnte.

»Wenn's denn sein muss – ein Kleid von Bertha Fürst.« Er lehnte sich zu Liebermann vor und sagte halblaut: »Sehen Sie, was ich hier jeden Tag mitmache.«

Rachel klatschte in die Hände. Sie strahlte. »Danke, Vater«, rief sie. Dann stand sie auf, rannte um den Tisch herum, warf Jacob die Arme um den Hals und küsste ihn auf die Wange.

»Jetzt ist es aber genug«, sagte er und schüttelte sie mit gespielter Empörung ab.

Rachel hüpfte zu ihrem Stuhl zurück.

»Du wirst es nicht bereuen, Vater«, sagte Clara wieder ernster. »Sie wird aussehen wie eine Prinzessin, nicht wahr, Rachel?«

Rachel nickte und schob sich eine Gabel voll Schlagsahne in den Mund.

Die Besprechung der Hochzeit wurde fortgesetzt, nachdem der Kaffee serviert worden war, und Herr Weiss erklärte eilig: »Meine Herren, vielleicht sollten wir uns ins Rauchzimmer zurückziehen?«

Nachdem sich Liebermann erhoben hatte, ergriff Clara seine Hand und drückte sie an ihre Schulter. Das war eine kleine Geste, aber sie war voller Zuneigung. Claras Augen funkelten im Kerzenschein. Sie öffnete ihren Mund ein wenig, und ihre geraden, weißen Zähne glänzten. Ausnahmsweise trug Clara ihr Haar offen. Es war dunkel und umrahmte in matt schimmernden Wellen ihr Gesicht. Liebermanns Finger verweilten noch etwas in ihrer Hand, als er sich vom Tisch entfernte.

Im Rauchzimmer bot Jacob Weiss Zigarren und Weinbrand an. Er stand, einen Arm auf das Kaminsims gelegt, neben einem imposanten offenen Kamin aus grauem Marmor. Gelegentlich schnippte er die Asche seiner Zigarre in die Flammen.

Die beiden jüngeren Männer saßen in bequemen Ledersesseln, die einen Perserteppich flankierten.

Eine Weile sprachen sie über Politik: die entsetzliche Scheinheiligkeit in den Spalten des *Deutschen Volksblatts*, die Eitelkeit des Bürgermeisters und die zunehmenden kulturellen Verwerfungen im Reich.

»Ich habe neulich einen guten Witz gehört«, sagte Jacob. »Ihr wisst doch, dass die Streitwagen auf dem Parlamentsgebäude alle in verschiedene Richtungen zeigen. Ein Witzbold, mit dem ich mich unterhielt, meinte, dass sie ein immer zutreffenderes Symbol darstellen. Jeder Parlamentarier strebt in eine andere Richtung. Und wisst ihr, es ist wahr, alles geht vor die Hunde. Ich weiß nicht, was noch alles passieren wird.«

»Das sagen die Leute schon seit Jahren, Vater«, meinte Konrad. »Und nichts ändert sich.«

»Die Dinge ändern sich aber doch, und nicht immer zum Besseren.«

»Du machst dir zu viele Sorgen.« Konrad drückte seine Zigarre aus und schaute auf seine Taschenuhr. »Entschuldigt mich. Wenn es euch nichts ausmacht, ich muss noch nach den Kindern sehen.«

»Und ausgerechnet du behauptest, dass ich mir zu viele Sorgen mache?«

Konrad lächelte seinem Vater zu und verließ das Zimmer.

»Noch eine Zigarre, Max?«, fragte Jacob.

»Nein danke.«

»Dann doch sicher noch einen Weinbrand?«

Jacob verließ den Kamin und goss Liebermann nach. Dann setzte er sich in den Sessel, in dem Konrad gesessen hatte.

»Ich habe deinen Vater neulich gesehen«, meinte Jacob. »Wir haben uns im Imperial auf einen Kaffee getroffen.«

»Ach?«

»Wir haben uns lange unterhalten.« Jacob blies eine blaue

Rauchwolke in die Luft. »Er will, dass du eines Tages sein Geschäft übernimmst, das weißt du doch?«

»Ja.«

»Aber du bist nicht erpicht darauf.«

»Nein. Unglücklicherweise interessiere ich mich nicht für Textilien und den Einzelhandel. Ich habe vor, der Medizin treu zu bleiben.«

Jacob stützte sein Kinn in die Hand.

»Es scheint, als müsstest du mit Schwierigkeiten rechnen – finanzieller Natur. Nach der Hochzeit, meine ich.«

Liebermann seufzte.

»Herr Weiss, es ist wahr, dass ich in der Klinik im Augenblick einen sehr untergeordneten Posten bekleide. Ich hoffe jedoch, eines Tages eine akademische Stellung an der Universität zu erlangen, und ich traue es mir zu, eine große Praxis aufzubauen.«

Jacob lachte: »Es gibt weiß Gott genug Verrückte in Wien, damit einem Mann in deinem Metier die Arbeit nicht ausgeht.«

»Mein Vater ist immer ...« Liebermann hätte fast etwas Taktloses gesagt, überlegte es sich dann aber anders. »Ich fürchte, dass ich ihn irgendwie enttäuscht habe.«

»Wen? Mendel? Nein, er ist sehr stolz auf dich, sehr stolz. Es ist nur ... Er möchte, dass ihr, du und deine Familie, so Gott will, abgesichert seid.« Jacob klopfte auf die Armlehnen seines Sessels, um die Vorzüge der finanziellen Sicherheit zu unterstreichen. »Unsere Generation ist weniger ...« Er suchte nach dem richtigen Wort. »Weniger gelassen als eure. Wir wagen es nicht, uns darauf zu verlassen, dass uns die Welt freundlich behandelt oder auch nur gerecht.« Liebermann wurde es unbehaglich zumute, als Jacob das Wort *uns* gebrauchte. »Das war auch schon alles. Nein, mein Junge, er ist sehr stolz auf dich – und das sind wir auch.«

Liebermanns Vater trug einen langen Bart, der ihm das Aussehen eines Hohepriesters verlieh, Jacob hingegen hatte nur einen kleinen, gezwirbelten Schnurrbart. Sein Haar hatte sich etwas gelichtet, er besaß eine hohe Stirn und trug eine ovale Brille auf der Nase. Man konnte ihn immer noch gut aussehend nennen.

»Weißt du, Max«, fuhr Jacob fort, »wir hatten noch nie jemanden mit einem akademischen Beruf in der Familie.« Wieder zog er an seiner Zigarre und stieß eine Rauchwolke aus. »Ich hatte gehofft, dass Konrad Arzt oder Rechtsanwalt werden würde, aber um ehrlich zu sein, glaube ich nicht, dass er den Kopf dazu hat. Deswegen ist er auch in mein Geschäft eingetreten. So ist das eben, niemand ist je zufrieden mit dem, was er bekommt. Ist das nicht immer so?« Er lächelte gütig und nippte an seinem Weinbrand. »Die Sache ist die, Max, ich will, dass du weißt, dass ich verstehe, wie wichtig die Medizin dir ist. Und wenn ihr, du und Clara, geheiratet habt ... solltest du irgendwelche Probleme haben – also finanzielle Probleme –, kannst du dich immer an mich wenden, falls du Hilfe brauchst. Mir ist es wirklich viel lieber, dass meine Tochter einen hervorragenden Universitätsprofessor heiratet als einen von meinen Handelskollegen, falls du verstehst, was ich meine.«

»Herr Weiss, das ist zu freundlich von Ihnen, aber ...«

Jacob Weiss hob die Hand – eine abrupte und endgültige Geste.

»Bitte erwähne unsere kleine Unterhaltung nicht Mendel gegenüber. Clara im Übrigen auch nicht. Das geht nur uns beide etwas an.«

Der Schreibtisch war mit Papieren und Formularen übersät. Auf einer Seite saß Rheinhardt, auf der anderen Haussmann. Obwohl früher Nachmittag war, wurde das Licht bereits schwächer.

»Es ist Ihnen nicht gelungen, einen Abdruck zu sichern?«

»Nein, Herr Inspektor.«

»Seltsam ... die Erde war doch recht weich.«

»Offenbar ist er auf die Steine getreten, Herr Inspektor.«

»Aber als er die Teile des Schlangenkadavers ans Ufer gelegt hat, muss er doch dort auf der Erde gestanden haben.«

Rheinhardt betrachtete die Nahaufnahme der toten Anakonda.

»Die einzigen Abdrücke, die ich gefunden habe, stammten vom Direktor und von den beiden Wärtern. Aber diese Abdrücke ...« Haussmann deutete auf ein Halbrund beim Kopf der Schlange, »... weisen darauf hin, dass sich der Täter vielleicht an der Erde zu schaffen gemacht hat.«

»Er hat seine Spuren verwischt?«

»Ja, Herr Inspektor.«

Rheinhardt zwirbelte mit Daumen und Zeigefinger eines der spitzen Enden seines Schnurrbarts.

»Wenn dies stimmt, legt es die Vermutung nahe, dass der Schurke mit unseren neuen Ermittlungsmethoden vertraut ist.«

Haussmann nickte.

Das folgende Schweigen zog sich in die Länge. Beide Männer brüteten über dem Beweismaterial.

»Herr Inspektor?«

Rheinhardt schaute hoch.

»Kann sich Herr Arnoldt inzwischen an etwas erinnern?«

»Nein. Ich habe ihn im Zoo vernommen und ihn dann gestern Abend noch einmal aufgesucht, aber er hatte nichts Neues hinzuzufügen. Der Arzt meint immer noch, dass mit der Zeit etwas wieder hochkommen könnte. Aber ich bin nicht sehr optimistisch.«

Eisige Flocken klebten an den Fensterscheiben.

»Es hat angefangen zu schneien«, sagte Haussmann leise.

Rheinhardt drehte sich um, betrachtete den aschgrauen Himmel und pflichtete Haussmann dann brummend bei. Haussmann war sich bewusst, dass ihn die Frage ein wenig unaufmerksam erscheinen lassen mochte, er stellte sie seinem Vorgesetzten aber trotzdem: »Glauben Sie, dass es ein Motiv gibt, Herr Inspektor? Oder handelt es sich um das Werk eines Verrückten.«

»Ich vermute Letzteres.«

»Dann sollten wir vielleicht Ihren Freund Doktor Liebermann konsultieren?«

»In der Tat. Die Sache ist sicherlich sonderbar genug, um seine Neugier zu wecken.«

Rheinhardt räumte einen Teil seines Schreibtischs frei, öffnete eine Schublade und nahm ein Formular heraus, das er vor sich hinlegte. Er strich das Papier mit der flachen Hand glatt, seufzte und sagte: »Jetzt, Haussmann, steht mir die wenig dankenswerte Aufgabe bevor, meinen vorläufigen Bericht zu schreiben. Entschuldigen Sie mich.«

Haussmann erhob sich. In diesem Moment klingelte das Telefon. Rheinhardt hob ab und nannte seinen Namen, sprach

dann aber nur noch wenig. Die Stimme des Anrufers drang schwach aus der Hörmuschel. Die anfangs verstimzte Miene des Inspektors drückte irgendwann Betroffenheit und schließlich Bestürzung aus.

»Meine Güte!«, flüsterte er.

Hausmann nahm wieder Platz.

Rheinhardt streckte die Hand nach seinem Stift aus und kritzelte eine Adresse auf das Formular.

»Ich breche sofort auf«, sagte er, legte auf, blieb aber sitzen und starrte mit gerunzelter Stirn auf die Adresse.

»Herr Inspektor?«

Rheinhardt zuckte zusammen. Dann starrte er seinen Assistenten über den Tisch hinweg an.

»Hausmann, etwas Entsetzliches ist am Spittelberg vorgefallen.« Er unterdrückte seine Gefühle. Seine Stimme klang gepresst.

»Ein Mord?«

»Nein«, erwiderte Rheinhardt. »Ein Massaker.«

Der Fiaker überquerte die Straßenbahngleise und bog in Richtung Spittelberg ab. Rheinhardt und Haussmann hingen ihren Gedanken nach – sie waren beide nicht sehr gesprächig.

Durch das Fenster erblickte Rheinhardt kurz das imposante Neorenaissancegebäude des Justizpalastes. Leise flehte er die Götter der Jurisprudenz um Hilfe an. Einem Verrückten, der zu solch entsetzlichen Gewalttaten fähig war, musste sofort Einhalt geboten werden.

Das Fuhrwerk bog scharf in eine schmale gepflasterte Straße ein.

»Spittelberg«, sagte Haussmann.

Ein größerer Unterschied zum nahe gelegenen, palastartigen Justizgebäude wäre kaum vorstellbar gewesen. Obwohl die Häuser einen gewissen altertümlichen Charme besaßen, waren die meisten nach generationenlanger Vernachlässigung verfallen. Die Gebäude waren unterschiedlich hoch und groß, und Stukkatur und Farbe waren schadhaft. Aber das spärliche Rosa, Ocker und Blau zeugten von einer bunteren und wohlhabenderen Vergangenheit.

Der Wagen nahm eine enge Kurve und rumpelte eine düstere Gasse entlang, die von verfallenen, baufälligen Wohnhäusern gesäumt wurde. Wie überdimensionale Spinnweben hingen Wäscheleinen über ihren Köpfen. Rheinhardt stellte

sich ein riesiges spinnenartiges Tier vor, die Beine auf dem fetten Bauch gefaltet, das nur darauf wartete, sich auf sein Opfer zu stürzen. Der Wagen verließ die elende Gasse und gelangte auf einen kleinen Platz, an dem ein Gasthof lag. Daneben umschlossen glatte Mauern mit einem umlaufenden schmiedeeisernen Balkon die Straßenecke. Vor dem Gasthof stand ein kläglicher Brunnen – ein schwarzer Wasserspeier, aus dem sich das Wasser in verschiedene Becken ergoss. Der Wagen bog ein weiteres Mal ab, und einen Augenblick später wurden die Pferde langsamer.

Der Kutscher hatte mit dem Fahrtziel der Detektive keine Mühe gehabt. Es handelte sich um ein niedriges, zweistöckiges Haus, das zwischen zwei größeren Gebäuden eingeklemmt lag und von zwei Gendarmen bewacht wurde. Die Männer bliesen sich in die Hände, stampften mit den Füßen auf. Sie versuchten, die Kälte in Schach zu halten. Von der anderen Seite der Straße betrachtete ein älterer Mann in fadenscheinigem Mantel, Schal und böhmischem Hut das Schauspiel. Er lehnte sich auf einen Wurzelstock, sein Rücken war grausam gekrümmt. Abgesehen von diesem einsamen zerlumpten Kerl waren keine Vertreter der breiten Öffentlichkeit zugegen.

Die Räder des Fiakers kamen zum Stillstand.

Rheinhardt öffnete den Wagenschlag, kletterte herab und betrachtete die Häuser. Die Überreste besserer Zeiten waren jetzt deutlich zu sehen: Engelsköpfe im Relief, die von mehreren Fenstersimsen aus ins Leere starrten. Über der Haustür eines Gebäudes stand in einer Nische der heilige Josef mit einem Heiligenschein aus strahlenförmigen Metallstreifen. Ein üppiges, aber von der Witterung mitgenommenes Jesuskind hing ihm in der linken Armbeuge.

Der Schnee fiel dichter: Die Luft war voller dicker Flocken. Eine seltsame Ruhe schien Spittelberg einzuhüllen. Eine magische Stille, die von diesem steten, hypnotischen Schneefall

noch verstärkt zu werden schien. Das Pferd schnaubte und klapperte mit der Trense. Einer der Gendarmen trat vor; sein Säbel schleifte über die Pflastersteine.

»Sicherheitsamt?«

»Ja. Ich bin Kriminalinspektor Reinhardt, und dies ist mein Assistent Haussmann.« Der Gendarm verbeugte sich und schlug die Hacken zusammen.

»Ich vermute, Sie und Ihr Kollege sind aus der Neubaugasse?«, sagte Rheinhardt.

»Ja, Herr Inspektor.«

»Waren Sie schon im Haus?«

»Das Schlimmste, was ich je gesehen habe«, sagte der Gendarm. »Gott weiß, was da drinnen passiert ist.« Er deutete mit dem Kinn auf die halb offene Tür.

»Wenn ich es recht verstanden habe, so hat der Bevollmächtigte des Hausbesitzers die Leichen entdeckt. Wo ist er?«

»Auf der Wache, Herr Inspektor. Er gab uns den Schlüssel und weigerte sich zurückzukommen. Seien Sie vorsichtig, wenn Sie reingehen – ihm ist im Flur übel geworden.«

Eine Schneeflocke fiel auf die Wimpern des Gendarms.

Der Inspektor näherte sich der Tür, hielt dann aber plötzlich inne. Er drehte sich um und marschierte auf den alten Mann zu, der immer noch zuschaute.

»Guten Tag, der Herr«, sagte Rheinhardt.

Die Augen des alten Mannes waren blutunterlaufen. Er schob den Kopf vor und zog ihn wieder zurück, als versuchte er, den Mann, der ihn angesprochen hatte, deutlicher zu sehen. Endlich fragte er mit einem starken Akzent: »Was war da los?« Seine Handschuhe hatten keine Finger. Er hob einen verkrümmten Zeigefinger. »Da drin.«

»Sind Sie mit den Bewohnern bekannt?«, fragte Rheinhardt seinerseits.

»So alt, wie ich bin, nicht mehr«, erwiderte der alte Mann. Er

verzog seinen Mund zu einem Lächeln. Ein einziger schwarzer Zahn kam zum Vorschein. »Das ist ein Hurenhaus!« Sein Lachen verwandelte sich in ein trockenes Husten. Er hatte Wasser in den Lungen.

Rheinhardt legte dem alten Mann eine Hand auf den Arm.

»Es ist kalt, mein Freund. Hier gibt es nichts für Sie zu sehen.« Der alte Mann zuckte mit den Achseln. »Gehen Sie nach Hause und heizen Sie ein«, drängte ihn Rheinhardt.

Der Veteran hob seinen Stock und knallte ihn mit unerwarteter Heftigkeit auf das Pflaster. Er schlurfte die leicht abschüssige, glatte Straße entlang und hinterließ zwei parallele Spuren.

Rheinhardt kehrte zu Haussmann und den zwei Gendarmen zurück.

»Na gut, lassen Sie uns reingehen.«

Der Flur war halbdunkel und beengend. Es roch nach Erbrochenem. Ein Schwall halbverdauten Essens bedeckte den Fußboden.

Haussmann verzog angeekelt das Gesicht.

»Wahrscheinlich müssen wir mit noch Schlimmerem rechnen«, meinte Rheinhardt steif.

Zu seiner Linken befand sich ein spärlich möbliertes Zimmer mit einem Sofa, einem Sessel und einem kleinen Tisch vor dem Fenster. Auf dem Tisch stand eine Petroleumlampe mit einem Zylinder aus rotem Glas. Ein Kanonenofen stand in der Mitte des Zimmers. Rheinhardt legte seine Finger an das Metall. Es war kalt. Der Fußboden war mit Aschenbechern übersät, die vor Zigarrenstummeln überquollen. Drei leere Champagnerflaschen standen in der Ecke.

Die unnatürliche Ruhe wurde plötzlich von Waffengeklapper gestört. Draußen wurde das Pferd unruhig.

»Die Kaserne«, sagte Haussmann.

»Ja. Überaus praktisch.«

Sie gingen durch den Flur zu einem zweiten Zimmer, das dem ersten gegenüberlag. Als sie eintraten, schrakten beide Männer zurück. Haussmann wandte rasch sein Gesicht ab. Dann drehte er es nur sehr langsam wieder zurück, als könnte er die Grausamkeit, der er sich gegenüber sah, nur stückchenweise zur Kenntnis nehmen.

Das Opfer war eine Frau mittleren Alters mit schiefergrauem Haar, das ihr strähnig um ihr geschwollenes, zerschlagenes Gesicht hing. Ihre Leiche lag ausgestreckt auf dem Fußboden, die Hände neben dem Kopf, Handflächen nach oben, wie bei einer Geste der Unterwerfung. Sie trug einen blauen Morgenmantel, der über die Beine hochgerutscht war, sodass die Krampfadern an ihren Waden, ihre knochigen Fesseln und ihre bestickten Seidenpantoffeln sichtbar waren. Ihre Kehle war mit einem sauberen, tiefen Schnitt durchtrennt, und eine große Menge Blut war aus den Arterien entwichen. Ihr Kopf lag in einem schwarzen See aus geronnenem Blut. Knorpelmasse ragte aus der Wunde hervor. Die Unglückliche war beinahe geköpft worden.

Rheinhardt trat näher heran und kniete sich neben die Leiche. Er achtete darauf, dass sein Mantel nicht in das Blut hing. Er versuchte, den Morgenmantel anzuheben, aber das Kleidungsstück war festgeklebt. Schließlich löste es sich mit einem unangenehmen, reißenden Geräusch.

»Sie wurde auch ins Herz gestochen«, sagte er leise.

Haussmann erwiderte nichts.

»Alles in Ordnung, Haussmann?«

»Ja. Ich denke schon, Herr Inspektor.«

»Ausgezeichnet.«

Rheinhardt stützte sich auf seinen Oberschenkeln ab und richtete sich auf. Er sah sich im Zimmer um. Es war äußerst spärlich möbliert: ein Sekretär, eine hohe Kommode und ein einfaches Bett mit einem schlichten Kopfteil. Die Decke war zurückgeschlagen und das Laken zerwühlt. Hinter dem Bett

stand das Fenster halb offen. Rheinhardt ging um die Blutlache herum und zog den Vorhang beiseite. Ein dunkles, enges Gässchen verlief zwischen dem Bordell und dem Nachbarhaus.

»Auf diesem Weg ist er entkommen«, sagte Rheinhardt. »Auf dem Fensterrahmen und der Fensterbank sind Blutspuren. Mir wäre es lieb, wenn Sie später die Umgebung durchkämmen würden.«

»Ja, Herr Inspektor.«

Rheinhardt ging zum Sekretär zurück, drehte den Schlüssel der herausklappbaren Platte um und öffnete sie. In den Fächern lagen Papiere, einige Silbermünzen und eine verschlossene Geldkassette. Bei den Papieren handelte es sich um Schuldscheine, die auf eine Madam Borek ausgestellt waren. Fast alle waren von Soldaten unterzeichnet.

»Leutnant Lipošćak, Hauptmann Adlerhorst, Leutnant Hefner, Gefreiter Friedel...«

Rheinhardt zog sein Notizbuch hervor und schrieb sich ihre Namen auf.

Hausmann hob die Geldkassette hoch und schüttelte sie.

»Voll, Herr Inspektor.«

»Wenig erstaunlich. Das Motiv für ein so übles Blutbad ist nur selten Diebstahl.«

Hausmann stellte die Geldkassette zurück, und Rheinhardt schloss den Sekretär wieder.

»Kommen Sie, Hausmann. Ich fürchte, dass uns noch größere Schrecken erwarten.«

Die zwei Männer verließen das Zimmer von Madam Borek und begaben sich zur Treppe am Ende des Flurs. Rheinhardt fiel eine Spur dunkler Flecken auf den Dielenbrettern auf. Als sie die Treppe hinaufstiegen, nahm der Gestank von Erbrochenem ab, aber nur um von anderen, noch übleren Gerüchen ersetzt zu werden. Als sie das Ende der ersten Treppe fast erreicht hatten, erblickten sie die Wand des Treppenabsatzes.

Rheinhardt blieb stehen. Seine Aufmerksamkeit wurde von einem seltsamen Emblem gefesselt, das rasch auf den nackten Putz der Wand gemalt worden war.

»Schauen Sie, Haussmann.«

»Eine Art Kreuz.«

Sie erklimmen langsam die letzten Stufen. Die dunkle Farbe war in Streifen von dem seltsam gekrümmten Kreuz herabgelaufen. Rheinhardt streckte den Zeigefinger aus und strich über die getrocknete Flüssigkeit. Selbst bei dem schlechten Licht konnte er erkennen, dass die Farbe rostrot und durchscheinend war.

»Das ist Blut, Haussmann. Das Kreuz ist mit Blut gemalt!«

Rheinhardt, der Mitleid mit seinem aschfahlen Gefährten bekam, sagte leise: »Vielleicht ist jetzt der richtige Augenblick, das Gässchen hinter Madam Boreks Zimmer näher in Augenschein zu nehmen.«

Der Kriminalassistent hob eine Hand an den Mund und hustete.

»Ja, Herr Inspektor. Das ist vielleicht besser ...«

Rheinhardt nickte. Erleichtert rannte Haussmann die Treppe hinunter.

Der Inspektor zog sein Notizbuch aus der Tasche und zeichnete ein einfaches Kreuz mit gleichlangen Balken. Dann fügte er den Enden der Senkrechten jeweils einen weiteren Balken hinzu, einen nach links und einen nach rechts abgehend, und dasselbe tat er mit der Waagerechten, deren Enden einen auf beziehungsweise einen absteigenden Balken erhielten. Dann betrachtete er erneut das Original. Diese seltsame Schmiererei und die Farbe, mit der sie ausgeführt war, schien auf die Existenz von etwas Böserem hinzudeuten, als es Rheinhardt je zuvor begegnet war. Er überzeugte sich davon, dass seine Skizze genau war, steckte sein Notizbuch wieder in die Manteltasche und bereitete sich mental auf das vor, was ihn erwartete.

Im ersten Stock fiel ein kläglicher Lichtschein durch ein schmutziges Fenster. Von seinem Standort aus konnte er drei Türen sehen – zwei links und eine rechts. Rheinhardt bewegte sich vorwärts. Seine Schritte klangen auf den nackten Dielenbrettern wie ein Trauermarsch. Mit den Fingerspitzen schob er die Tür auf, die ihm am nächsten lag, es war die Tür rechts. Zentimeter um Zentimeter enthüllte sich ihm ein fürchterliches Bild – wie eine Szene aus dem Grand Guignol. Es war von so unaussprechlicher Verderbtheit, dass sich Rheinhardt gezwungen sah, den Kopf zu senken.

»Um Gottes willen ...«, murmelte er.

Die Reste seines Kinderglaubens regten sich.

Das staubige Interieur einer Provinzkirche.

Soutanen und Weihrauch.

Die beschützende Kraft des Weihwassers...

Eine Art Instinkt veranlasste ihn dazu, sich zu bekreuzigen.

Eine junge Frau mit kräftigem braunen Haar lag in einem großen Bett, das fast den ganzen Platz des Zimmers einnahm. Die Vorderseite ihres blutgetränkten Nachthemds war hochgerutscht und hatte sich unter ihrer Brust verknäult. Man hatte ihr wie Madam Borek die Kehle durchgeschnitten, sie aber dann so hingelegt, dass ihre Beine weit gespreizt und ihre Genitalien entblößt waren. Sie war böseartig verstümmelt. Dort wo die Schenkel zusammentrafen und man eigentlich eine saubere senkrechte Linie erwartet hätte, war ein zerklüfteter Krater. Ein Blutschwall hatte sich auf die Matratze ergossen und von dort auf den Fußboden. Ein Hautlappen mit verklebten Schamhaaren hing am Bettüberwurf.

Rheinhardt spürte, wie sich ihm der Magen zusammenzog. Eine Welle von Übelkeit brachte ihn fast aus dem Gleichgewicht. Sein rationales Alltags-Ich hatte Mühe, so viel Verderbtheit und solch unaussprechliche Rohheit zu begreifen.

Das Bild, das sich ihm im zweiten Schlafzimmer im Ober-

geschoss bot, war noch fürchterlicher. Eine weitere Frau, jung wie die andere, war in ähnlicher Weise aufgebahrt. Auch ihr war die Kehle durchtrennt worden. Man hatte ihr aber auch noch den Bauch aufgeschlitzt, und die Eingeweide quollen heraus. Ein unförmiges Stück Enddarm war ihr wie eine Girlande um den Kopf gewunden worden. Der Gestank war so abstoßend, dass es Rheinhardt schwindelte. Er eilte zum Fenster und riss es auf. Er lehnte sich heraus und sah zwei Gesichter, die zu ihm hochstarrten.

Der dienstältere Gendarm rief zu ihm herauf: »Unglaublich, nicht wahr, Herr Inspektor?«

Rheinhardt nickte. Dem war nichts hinzuzufügen.

Die Straße war inzwischen von einer dicken Schneeschicht bedeckt. Der heilige Josef und das Jesuskind in der Nische gegenüber trugen einen hübschen weißen Umhang. Das Winterwetter reinigte Spittelberg und verbarg die Armut unter einem Kleid von jungfräulicher Reinheit. Rheinhardt war außer Stande, diese Schönheit mit dem gerade Gesehenen in Einklang zu bringen. Ihm schien es unfassbar, dass ein und dieselbe Welt solche Gegensätze zu bieten haben sollte. In der Ferne sah er eine Gestalt den Hang hinaufgehen: den jungen Haussmann. Zögernd beschloss Rheinhardt, seine qualvolle Aufgabe fortzuführen.

Im letzten Schlafzimmer fand er die vierte Leiche: eine junge Frau, die mit dem Gesicht nach unten auf dem Fußboden lag. Rheinhardt hatte den Eindruck, sie sei gestolpert und habe sich im Fallen an den Bettlaken festgeklammert. Ihre rechte Hand, an der sie billigen Schmuck trug, war immer noch um eine Decke verkrampft. Sie trug ein Nachthemd, das aber im Gegensatz zu dem ihrer Hausgenossen relativ sauber war. Weder Blutflecken noch Spritzer noch andere Verfärbungen waren darauf zu sehen.

Plötzlich hatte Rheinhardt das Gefühl, dass das Mädchen



Frank Tallis

Wiener Blut

Max Liebermanns zweiter Fall

eBook

ISBN: 978-3-641-16334-1

btb

Erscheinungstermin: Januar 2015

Ein Serienmörder und die Schattenseite des Wiens der Jahrhundertwende.

1902: In Wien herrscht ein sibirischer Winter. Ein brutaler Serienmörder treibt sein Unwesen: Teuflische Verstümmelungen, eine Neigung zu geheimnisvollen Symbolen und eine scheinbar zufällige Auswahl der Opfer sind seine Markenzeichen. Inspektor Oskar Rheinhardt ist mit seinem Latein am Ende und ruft seinen Freund, den Psychoanalytiker Max Liebermann, zu Hilfe, der sich schon in seinem letzten Fall bewährte ...